

dtv

*Reihe Hanser*

Du bist stark! Du kannst dich wehren! Das weiß Franky, seit sie die Annäherungsversuche eines älteren Jungen abgewehrt hat. Sie besitzt die Stärke ihres Vaters, eines berühmten Journalisten. So erfolgreich und beliebt wäre Franky auch gern. Von ihrer ängstlichen Mutter Krista, die sich immer mehr von der Familie zurückzieht, entfremdet sie sich zunehmend. Bis Krista vermisst wird und Franky zu ahnen beginnt, wer dafür verantwortlich ist. Als sie das Tagebuch ihrer Mutter findet, muss Franky einer Wahrheit ins Auge blicken, die ihr Leben verändern wird. Oates' Roman zeigt, wie schwer es manchmal ist, »das Richtige« zu tun.

*Joyce Carol Oates*, geboren 1938, studierte Literatur und Philosophie und lehrt seit 1978 an der Universität von Princeton. Sie zählt zu den bedeutendsten Autoren der amerikanischen Gegenwartsliteratur und erhielt viele bedeutende Preise, u. a. den National Book Award. In der *Reihe Hanser* sind von Joyce Carol Oates u. a. erschienen: ›Bad Girls‹ (dtv 62187), ›Unter Verdacht‹ (dtv 62216), ›Sexy‹ (dtv 62503) und ›Foxfire‹ (dtv 62497).

Joyce Carol Oates

# Mit offenen Augen

Die Geschichte von Freaky Green Eyes

Aus dem Englischen von  
Birgitt Kollmann

dtv

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
[www.reihehanser.de](http://www.reihehanser.de)**

Die Ortsnamen in diesem Roman bezeichnen fiktive Orte  
im Staat Washington. Jede Ähnlichkeit zwischen  
fiktiven Personen und lebenden oder verstorbenen Menschen  
ist zufällig und nicht beabsichtigt.

Das Gedicht von Emily Dickinson auf Seite 214  
wurde aus dem Englischen übertragen von Gertrud Liepe.  
Aus: Emily Dickinson, Gedichte Englisch/Deutsch, Reclam 1970



6. Auflage 2016  
2007 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
© The Ontario Review, Inc. 2003  
Titel der Originalausgabe:  
›Freaky Green Eyes‹  
(Harper Collins Publishers, New York)  
© 2005 der deutschsprachigen Ausgabe:  
Carl Hanser Verlag München  
Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen mit einem  
herzlichen Dank an Charlotte Hassiepen  
Satz: Satz für Satz. Wangen im Allgäu  
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-62297-4

*Für Tara, wieder einmal*



I

Überwechseln



# Erstes Kapitel

*wie freaky green eyes  
ihren namen bekam*

Später kam es mir immer vor wie ein Überwechseln. Vielleicht war das, was meine Mutter machte, dasselbe. *Überwechseln*. Von einem bekannten Umfeld in ein unbekanntes. Von einem Ort, an dem die Menschen dich kennen, an einen anderen, wo die Menschen nur glauben, dass sie dich kennen.

So als würde man durch einen wirklichen Fluss schwimmen, einen unberechenbaren, tückischen Fluss, und wenn du es ans andere Ufer schaffst, bist du nicht mehr der Mensch, als der du losgeschwommen bist.

Letztes Jahr im Juli fing das bei mir an. Ein paar Wochen nach meinem vierzehnten Geburtstag. Damals zog Freaky Green Eyes in mein Herz ein.

Die Sache zwischen meinen Eltern hatte da noch nicht angefangen. Das heißt, vermutlich schon, aber ich hab die Signale noch nicht aufgefangen. Wollte sie nicht auffangen.

Auf einer Party hab ich mich mit diesem älteren Jungen eingelassen, eine miese Geschichte, zumindest wäre sie das geworden, wenn Freaky nicht gewesen wäre.

Keine Ahnung, wo Freaky auf einmal herkam. Ich hab noch keinem davon erzählt, nicht einmal Twyla, die meine beste Freundin ist und, wie man so sagt, einen mäßigenden Einfluss auf mich hat. Auch Mom hab ich es

nie erzählt, obwohl wir uns zu der Zeit noch ziemlich nahestanden. Rückblickend denke ich, ich hätte es ihr sagen sollen.

Die Party fand bei irgendwelchen reichen Leuten statt, die ein Haus nördlich der Stadt, am Puget Sound, hatten. Meine Familie (bis auf meinen älteren Bruder Todd) war ein paar Tage zu Besuch bei Nachbarn dieser Leute, die ebenfalls steinreich waren und ein spektakuläres Haus in der Bucht besaßen. Von den Gästen auf der Party kannte ich niemanden, die meisten waren im Collegealter. Ein Mädchen aus meiner Schule in Seattle, der Forrester Academy, hatte mich zusammen mit einem Haufen ihrer Freunde eingeladen, und als wir ankamen, war mir sofort klar, dass ich die Jüngste im Raum war. Peinlich. Mit meiner milchweißen, sommersprossigen Haut und den möhrenroten, krausen, elektrisch aufgeladenen Haaren, die tief im Rücken zu einem beinahe berstenden Pferdeschwanz zusammengebunden waren, mit meinem verängstigten Blick, dem schmalen rosa Tube-Top und Flip-Flops, ungeschminkt, sandte ich eindeutig das Signal aus, die Jüngste zu sein.

Die Mädchen, mit denen ich gekommen war, ließen mich in null Komma nichts stehen.

Bis zu dem Haus, in dem ich mit meiner Familie zu Besuch war, waren es mindestens anderthalb Kilometer, und das auf einer vielbefahrenen Uferstraße ohne Gehweg. Trotzdem hätte ich am liebsten kehrtgemacht und wäre weggerannt, kaum dass ich die Szene betreten hatte.

*Franky Pierson steigt aufs Zehnmeterbrett. Setzt an zum Sprung, erstarrt.*

Nur dass das hier kein Wettspringen war. Ich hätte genauso gut unsichtbar sein können; niemand würdigte mich auch nur eines Blickes.

Die Musik war so laut, dass ich kaum hören konnte, was es war. Hard Rock? Heavy Metal? Sofort schlug mein Herz schnell, im Takt der Musik, so wie es das immer macht, wenn ich angespannt bin. Mein Dad hat oft gesagt, ich sähe zwar aus wie meine Mutter, aber sonst käme ich mehr nach ihm: Er war früher Sportler, Profi-Footballspieler, und er meint, wir reagieren beide spontan auf unsere unmittelbare Umgebung, so wie Vögel oder andere Tiere. Wenn man uns herausfordert, gibt es nur zwei Möglichkeiten: flüchten oder kämpfen.

Zu kämpfen hatte ich definitiv keine Lust. Aber die Vorstellung zu flüchten machte mich auch nicht gerade an.

Nach ein paar Minuten passierte etwas Verrücktes – ich fing an, die Musik zu mögen. Das heißt, im Grunde hasste ich die Musik, aber ich fing an, dieses nervöse Gefühl zu mögen.

Die Leute drängten sich alle in einem lang gestreckten Wohnzimmer mit Glasfronten und einer Aussicht auf die ganze Bucht. Im Hochsommer geht die Sonne am nordwestlichen Pazifik spät unter. Jetzt war sie fast hinter dem Horizont versunken, flammend rote Streifen legten sich über die sanften Wellen, aber keiner der Partygäste beachtete die Landschaft.

Ich ließ mich am Rand der Party treiben, achtete darauf, von niemandem angerempelt zu werden, der ein gefährlich volles Glas in der Hand hielt. Dem Geruch im Raum nach zu urteilen wurde Bier getrunken. Wie

Treibgut wurde ich weitergeschoben, bis ich mich in einem anderen, lang gestreckten Raum wiederfand, der noch größer war als der erste und dessen Glasfronten den Blick freigaben auf einen Bootsanleger, an dem ein hohes, schlankes Segelboot und eine große Jacht festgemacht waren. Um mich herum waren lauter Leute, die ich nicht kannte, gut aussehende Jungs, Mädchen, die etliche Jahre älter waren als ich, strahlende Schönheiten, die sehr viel Haut zeigten. Es war, als wäre eine matte Glasscheibe zwischen mir und ihnen: Sie befanden sich in einer Dimension, zu der ich keinen Zutritt hatte. Trotzdem war ich hartnäckig; ich lief nicht weg.

Ich musste an meine Mom denken, die sich oft beschwerte, wie stressig es für sie sei, mit Leuten zusammen zu sein, die nur an Dad interessiert waren, dem stadtbekanntem Reid Pierson. Mom ignorierten diese Leute fast vollständig, sagte sie, und wenn sie doch etwas zu ihr sagten, dann in diesem herablassenden Ton («Ach ja – und was machen *Sie* beruflich?»). Mom fühlte sich dann immer, als existierte sie gar nicht, sagte sie, und genauso ging es mir auf der Party, die Situation war mir peinlich, aber gleichzeitig war ich auch aufgeregt und gespannt. Ich schaute mich unter den Leuten um, mit einem etwas albernen kleinen Lächeln, voller Erwartung, voller Vorfreude – so als müsste jeden Moment jemand auf mich zukommen und mich umarmen.

Irgendein gut aussehender Typ, ein Senior von der Forrester Academy, der sich durch die Menge drängt und sagt: »Francesca? *Hi.*«

So war es dann doch nicht. Nicht ganz so.

Stattdessen machte ich erst einmal ein Bad ausfindig,

eines mit weißen, wie Perlen schimmernden Fliesen und einer todschicken Badewanne mit Whirlpool und Messingarmaturen. Dazu mein Gesicht im Spiegel, hektisch rote Wangen und verwirrt/verletzt/stoisch dreinschauende grüne Augen. Es machte mich irgendwie verlegen, mich selbst im Spiegel zu sehen, aber andererseits – wen hatte ich denn erwartet?

Es war erst ungefähr ein Jahr her, dass ich meine Tage bekommen hatte (»meine Tage« – was für ein beknackter Ausdruck!). Vorher war ich ein ziemlich jugenhafte Typ gewesen, was ich jetzt war, wusste ich selbst nicht richtig. Ein Mädchen, klar. Aber kein Girlie-Typ.

Oder vielleicht doch. Nicht Franky, sondern Francesca Pierson. Und ich kämpfe bloß noch dagegen an.

*Verweigerung* nennt man so was.

Als Mom in meinem Alter war, hat sie mal gesagt, da hatte sie nur ihr Aussehen im Kopf. Und Jungs. Sie hat ein paar ziemlich leichtsinnige Sachen gemacht, hat sie mir erzählt, die ihr das Leben echt hätten ruinieren können, wenn sie nicht so viel Glück gehabt hätte. (»Mehr Glück als Verstand, Francesca!«) Deshalb habe ich mir manchmal Sorgen gemacht, ob ich meiner Mutter nicht vielleicht ähnlicher war, als ich es mir eingestehen wollte. Dass ich in der High School auch nur noch mein Aussehen im Kopf haben würde, so wie praktisch alle, die ich kannte.

»Francesca, *hi*.«

Ich zwinkere mir selbst im Spiegel zu. Schüttle den Kopf, damit der Pony richtig fällt. Beschliesse, dass ich ganz okay aussehe. Keine strahlende Schönheit, aber okay.

»Hi.«

Frag mich jetzt nicht, wie oder warum: Ein Typ taucht auf einmal aus der Menge auf, stößt mich aus Versehen an und beschließt dann, einen Moment stehen zu bleiben, mich in Augenschein zu nehmen, zu lächeln. Ich grinse zurück wie ein von innen beleuchteter Halloween-Kürbis. Schon pervers, wie meine Nervosität sich schlagartig legt – ich spiele die Rolle eines Mädchens, das überhaupt nicht aufgeregt/ängstlich/zum Platzen angespannt ist. Man könnte meinen, die Party sei eine Szene in einem Film, und ich hätte die Rolle schon ein paar Mal geprobt.

Dieser Junge, der mich anlächelt, dem ich tatsächlich zu gefallen scheine, brüllt mir ins Ohr, dass er »Cameron« heißt – den Nachnamen verstehe ich nicht. Er ist im ersten Semester an der USC – ich frage, wofür *USC* steht (University of Southern California), und komme mir richtig dumm vor. Er fragt, wie ich heiße, ich sage »Francesca« – Franky klingt auf einmal so nach kleinem Mädchen – und murmle etwas vor mich hin, wo ich zur Schule gehe. Cameron sagt, seine Familie lebe auf Vashon Island, einer Seattle vorgelagerten Insel, sein Dad sei Manager bei Boeing, sie hätten ein Sommerhaus hier in der Bucht, er sei verrückt nach Segeln – und jetzt sei ich dran. Ich kann riechen, dass er Bier getrunken hat, so nah stehen wir beieinander. Leute, die vorbeigehen, rempeln uns an, drängen uns noch mehr zusammen. Ich höre, wie ich Cameron erzähle, genauer gesagt, wie ich ihm ins Ohr brülle, dass meine Familie in Yarrow Heights wohnt, dass wir nur für ein paar Tage bei Freunden hier in der Bucht zu Besuch sind, aber ohne Einzel-

heiten darüber, wer mein Vater ist, wie die Freunde heißen, dieser Freund meines Vaters ist nämlich ziemlich prominent. (Nicht als Sportjournalist im Fernsehen wie mein Vater, sondern wegen seiner High-Tech-Computerpatente.) Cameron gibt sich damit zufrieden, er kann mich sowieso nicht verstehen, und wenn doch, dann scheint er nicht sehr beeindruckt. Er ist in Partylaune, aufgedreht, lehnt sich lächelnd zu mir herüber.

»Ich besorg dir ein Bier, okay, Fran – hast du ›Francesca‹ gesagt? Hübscher Name.« Ich sag ihm nicht, dass ich Bier hasse, schon allein den Geruch, vor allem aber den beißenden Geschmack, von dem ich niesen muss; und ganz bestimmt sage ich ihm nicht, dass meine Eltern stinksauer wären, wenn sie wüssten, dass ich auf einer Party bin, auf der »getrunken« wird – allein dass ich hier bin, würde schon reichen. Ich habe ihnen fest versprochen, keinen Alkohol zu trinken und auf keinerlei Weise mit Drogen zu »experimentieren«, aber plötzlich finde ich mich hier auf dieser Party, mit lauter Leuten, die ich nicht kenne, die Jahre älter sind als ich, und es ist, als ob alles, was ich versprochen und beschlossen habe, auf einmal dahinschmilzt.

Cameron fasst nach meiner Hand, führt mich irgendwohin. Die Musik ist jetzt so laut, ich komme mir vor wie im Auge eines Tornados. Stark! Noch nie bin ich auf einer so coolen Party gewesen. Cameron sagt was zu mir, und ich grinse und sage »Ja«, ohne zu wissen, was er gesagt hat, ich weiß nur, dass er mich zum Lachen bringt. Ich bin auf einer Party mit einem Jungen, der schätzungsweise achtzehn ist, den ich nicht kenne, aber wir verstehen uns echt gut, die Leute tanzen, flippig, es wird

viel gekichert, gekreischt, dauernd stößt man gegen jemanden, doch es geht ganz leicht, man muss sich einfach nur winden wie eine Schlange. Und Franky Pierson ist auf einmal wie verwandelt. Als wäre ich plötzlich ein ganz anderes Mädchen, nur wegen Cameron. Als hätte er bloß einmal mit den Fingern geschnippt, und dadurch wäre ich gut aussehend und sexy geworden, wo ich doch vorher noch so naiv und schüchtern war. Und tanzen kann ich, ich bin total locker und gelenkig, als würde ich dauernd Gymnastik machen. Ich wackele mit den Hüften, schüttele meine Arme, werfe meinen Pferdeschwanz von einer Seite zur anderen. Und Cameron ist beeindruckt, starrt mich die ganze Zeit an. Und es gefällt ihm, dass auch andere, ältere Typen zu mir hinüberschauen und ebenfalls beeindruckt sind.

Aus den Augenwinkeln sehe ich die Mädchen, die mich auf die Party mitgenommen haben, sie glotzen mich an, als trauten sie ihren Augen nicht. Hey – die kleine Franky Pierson kommt ja richtig gut an!

Kann sein, dass ich inzwischen blau bin, macht nichts. Ich schwebe, ich fühle mich super, und ich will, dass die Musik nie aufhört, dass wir immer weitertanzen.

»Fran-cesca. Ein sch-schöner Name.«

Cameron hat mich irgendwohin geführt. Ich kann gar nicht mehr aufhören zu kichern. Mein Kopf schwillt an, immer mehr, als müsste er gleich platzen, aber es ist ein komisches Gefühl, so als stiegen mir lauter Bierblasen in die Nase und ich müsste ständig niesen – hatschi-hatschi-hatschi.

Die Musik ist jetzt nicht mehr so laut. Ich kann sie

noch hören, ich spüre noch, wie der Boden unter mir bebt, aber ich bin nicht mehr so dicht dran.

Cameron murmelt etwas, aber ich kann ihn nicht verstehen. Wir sind in einem Zimmer mit wandhohem Fenster und Blick aufs Wasser, aber inzwischen ist es dunkel. Ich kann das Meer riechen, höre, wie sich die Wellen am Strand brechen, aber sehen kann ich das Wasser nicht. Ich komme mir vor wie auf einem Sprungbrett, die Augen geschlossen, und plötzlich habe ich Angst zu springen. Angst runterzufallen. Camerons Finger sind stark, sie tun mir weh, er umfasst meinen Brustkorb, hebt mich ein Stück hoch. Beugt sich zu mir hinunter und küsst mich. Aber das hier ist nicht wie ein erster Kuss, wo alles noch ganz neu ist, sondern wie ein längst begonnener Kuss, hart, fordernd, seine Zunge drängt gegen meine fest zusammengepressten Lippen, alles passiert so schnell. Ich denke: *Das will ich doch, oder: geküsst werden? Wollte ich das nicht?* Ich kann mich nicht mehr erinnern, wo ich bin oder wer Cameron ist. Aber ich weiß, ich muss ihn zurückküssen. Das ist so – man muss zurückküssen. Ich kichere und zittere, und auf einmal überkommt mich ein ganz merkwürdiges Gefühl, so als würden Teile meines Körpers taub. Meine Finger und Zehen werden zu Eis. Panik? Aber ich küsse Cameron zurück; ich will nicht, dass er weiß, wie viel Angst ich habe, wie jung ich bin. Sein Mund ist warm und fleischig, seine Hände wandern über meinen ganzen Körper, hart und erfahren. Einen Moment lang sehe ich meinen Bruder Todd vor mir bei seinem Krafttraining, wie er auf der Matte liegt und Gewichte hebt, oder keuchend und ächzend auf dem Trimmrad, einen

ölichen Schweißfilm auf dem Gesicht, wenn man ihn in dem Moment anspricht, hört er nichts, so ist er auf seinen Körper konzentriert. Genauso ist es mit Cameron. Mein Körper kann sich nicht entscheiden, ob er gekitzelt wird oder liebkost oder – irgendwas anderes, nicht so Schönes.

»C-Cameron? Vielleicht k-können wir –«

»Ganz locker, Baby. Du bist so sexy, fantastisch bist du.«

Es ist wirklich nicht mein erster Kuss. Aber es ist das erste Mal mit einem älteren, erfahrenen Jungen. Mit jemandem, den ich nicht kenne, der »Baby« zu mir sagt, als hätte er meinen Namen vergessen. Er schiebt die Hand unter mein Top, berührt meine Brüste, aber da bin ich am kitzligsten, ich muss kichern und schnappe nach Luft, und Camerons Kopf glüht, so als wäre er gerannt, und ich denke: *Will ich das, ist es das, was ich möchte?* Ich versuche mich an das zu erinnern, was ich über sicheren Sex gelernt habe, und denke: *Sicherer Sex?* Aber ist es das überhaupt – Sex?

»Cameron, ich glaube, ich will nicht –«

»Komm schon, Baby. Klar willst du, das weißt du auch.«

Ich bin in Panikstimmung, aber gleichzeitig erregt. Ich nehme an, so nennt man das, was ich empfinde: Erregung. Ich glaube nicht, dass ich blau bin, jetzt nicht. Aber der Magen dreht sich mir um und mir ist leicht schlecht. Die Haare hängen mir ins Gesicht – mein Pferdeschwanz muss aufgegangen sein. Cameron zieht an meinen Haaren. Jetzt küsst er mich wieder; es ist, als würde sein Mund an mir nagen. Ich versuche, ihn weg-

zustoßen, aber er rührt sich nicht. Es geht alles viel zu schnell; es ist, als ob man unter Wasser gerät, nach Luft schnappt, Wasser schluckt, plötzlich kriegt man Panik, schlägt um sich, kämpft um sein Leben.

Cameron drückt mich auf irgendetwas runter. Kein Bett oder Sofa, eher ein Tisch. Irgendetwas Hartes, die Kante schneidet in meinen Oberschenkel. Er nennt mich immer noch *Baby*, aber jetzt klingt es weniger freundlich. So als würde er ein Tier zu sich locken, dem er wehtun will. Außerdem benimmt er sich wie jemand, der reingelegt worden ist. Als hätte ich ihm einen Streich gespielt. Er nagelt mich mit eiserner Hand fest, den Reißverschluss seiner Hose hat er aufgezogen, keuchend fummelt er herum, zerrt an meinen Shorts, als wäre es ihm egal, ob er sie kaputt macht, und ich will schreien, aber sein Unterarm drückt gegen meine Kehle. »Verdammt, hör jetzt auf mit dem Spielchen. Du kleine –«

Ich winde mich heftig. Versuche zu schreien. Ich weiß nicht, was ich tun soll.

Dann, plötzlich, weiß ich es. Als hätte jemand ein Streichholz angezündet. Mein Knie kommt hoch, mit aller Kraft. Ich erwische diesen Typ voll im Unterleib, direkt in der Leiste. Er stößt einen erstickten Schrei aus und erschlafft im selben Moment. Ich sage: »Lass mich los! Runter von mir!« Noch liege ich auf dem Rücken, aber ich trete um mich wie wahnsinnig. Es ist, als würde ich quer durchs Becken schwimmen, aber nur mit den Beinen, ich hab kräftige Beine, vom jahrelangen Schwimmen und Laufen. Ich seh vielleicht mager aus, aber ich bin stark, so wie eine Katze stark ist. Camerons Gewicht lastet noch auf mir, aber ich kann mich unter

ihm rausschlängeln, ich schlage nach ihm, wo immer ich ihn erwischen kann, haue sogar meine Zähne in ihn – meine Zähne!

Das muss ihm Angst gemacht haben. Er stöhnt und flucht, legt sich vorsichtig die Hände zwischen die Beine. Er starrt mich an und sagt: »Du F-Freak! Du solltest deine Augen sehen! Echt freaky–freaky green eyes! Du bist doch gestört!«

Wildes Gelächter kommt aus meinem Mund. Es ist, als hätte der Typ auf den Grund meiner Seele geblickt.

Ich bin jetzt frei von ihm, renne los. Aus dem Zimmer, den Flur runter, vorbei an Zimmerfarnen und Indianermasken, die an einer Wand hängen, ich bin wie ein wildes Tier, das seinen Weg aus einem Labyrinth sucht, hier ist eine Tür, mit einem Mal bin ich draußen an der frischen Luft, in Sicherheit.

Es ist dunkel, neblig, ich kann das Meer in der Bucht riechen und hole tief Luft, immer wieder, so als wäre ich kurz vorm Ertrinken gewesen.

Aber jetzt bin ich SICHER.

Ich bin eine gute Läuferin, Ich laufe fast so gern, wie ich schwimme. Also jogge ich neben der Uferstraße nach Hause, versuche, mich von den Autos fernzuhalten, der Wind bläst mein Haar nach hinten. Die Menschen in den Autos, die an mir vorbeifahren, halten mich vermutlich für eine Verrückte. Aber ich fühle mich *so gut*. Es ist gar nicht so, wie man vielleicht denken sollte, ich denke nicht: *O Gott, um ein Haar wäre ich vergewaltigt worden*, stattdessen denke ich, wie glücklich ich bin, wie viel Glück ich gehabt habe. Meine Mutter hat gesagt, sie hätte in meinem Alter mehr Glück als Ver-